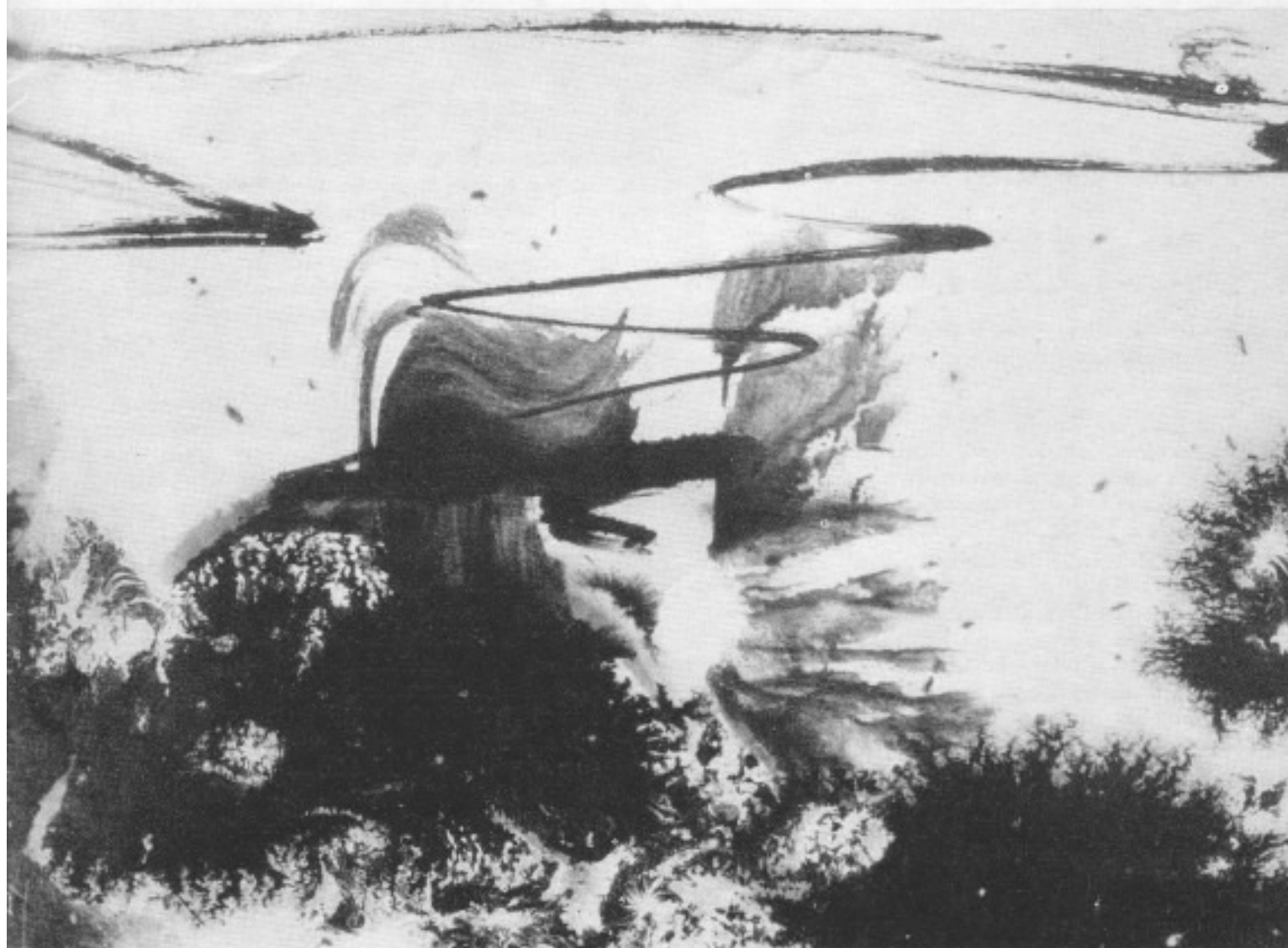


blätter

DES
LANDFERMANN-BUNDES E.V.
DUISBURG
UND DER
KÖNIGSBERGER
FRIDERIZIANER



Walter Feldberg, Improvisation

In dieser Zeichnung aus der Reihe „Improvisationen“ von Walter Feldberg geht es weniger um den gegenstandsnahen Inhalt als um die bildnerischen Mittel. Schweifende Linien und sich ausdehnende Flecke als genuine graphische Elemente werden impulsiv hingeschrieben und hinterlassen mit ihrer originalen Werkspur den Eindruck eruptivartigen Sich-Ausweitens.



NOVEMBER 1961

ANIMAL SOCIALE

Die Weckung und Schärfung des Instinkts für politische Wirklichkeiten ist eine der dringlichsten Aufgaben konkreter Erziehungsarbeit und fordert heute alle Fächer. Im folgenden beleuchten Schüler politische Aspekte älterer und moderner Dichtungen. Ein Dokument aus Israel erhärtet die Tatsache, daß jede Einsicht aus dem unverbindlichen Raum der Diskussion in den verbindlichen Raum des Tuns überführt werden muß.

*

Aufforderung zum Tanz

*Thomas Manns Erzählung
„Mario und der Zauberer“
als frühe Auseinandersetzung
mit dem Faschismus*

Der Zauberer Cavaliere Cipollo ist häßlich und verwachsen, fast ein Krüppel. Sicher hat er sich immer danach gesehnt, groß und schön zu sein, aber so vergeblich, wie sich der Anstreicher aus Braunau danach sehnte, ein großer Maler zu werden.

Cipollo zieht in Italien umher und unterhält das Volk als Zauberkünstler. Er hat viel von einem marktschreierischen Possenreißer, wie sie im 18. Jahrhundert die Massen anzogen und heute noch vereinzelt in Italien auftreten. Bestehender Rechtsvorschriften wegen erscheint er nach außen hin als fahrender Virtuose, aber hinter dieser Maske verbirgt sich ein diabolischer Hypnotiseur, der überempfindlich ist und beißenden Hohn und ein herrisches Selbstgefühl zeigt. Seine überlegen kalte und dabei ungemein gewandte Rede fesselt die Zuhörer: Eleganz und Meisterschaft der gesprochenen Rede genießen im Süden eine bei uns unbekanntes Wertschätzung. Oberdies gibt sich der Cavaliere als ein glühender Verehrer des Vaterlands. Das macht ihn vertrauenswürdig, zumal er sich hütet, dem vornehmeren Teil seines Publikums zu nahe zu treten. Harmlose Demonstrationen der Willensentziehung stehen am Anfang einer Vorstellung, gegen Ende hat sich die Herrschaft des unheimlichen Mannes so weit ausgedehnt, daß er sein Publikum tanzen lassen kann. Der letzte Widerstand der Gemüter löst sich in Tanzorgien auf dem kleinen Podium. Der Cavaliere sitzt unterdessen in einer Ecke, mit einer Fußspitze wippend, und verschlingt arrogant grimasierend den Rauch einer Zigarette, dann und wann zischt seine Peitsche, Symbol seiner Herrschaft über die Geister, gegen einen der Zappelnden, der im Tanz nachlassen will, oder er greift zu seinem Stärkungsgläschen, das seine Dämonie aufladen muß.

Nach einem Aufenthalt in Italien im Jahre 1929 hat Thomas Mann die Erzählung „Mario und der Zauberer“ als „tragisches Reiseerlebnis“ niedergeschrieben. Sie ist eine Auseinandersetzung mit dem Faschismus, wie er sich in „jenen Jahren“ unter Mussolini etablierte.

Zunächst ein einfacher Reisebericht über den Aufenthalt des Dichters in einem vornehmen italienischen Badeort. Aber dann sickert das Unbehagen ein, denn am Strand gibt es so etwas wie „patriotische Kinder“, „eine unnatürliche und niederschlagende Erscheinung“, ein kleines unbekleidetes Mädchen wird als Beleidigung der Nation empfunden. Der Vater des Kindes wird zu einem Sühne- und Lösegeld verurteilt. „Auf irgendeine Weise fehlte es der Atmosphäre an Unschuld, an Zwanglosigkeit, dies Publikum hielt auf sich... es prästierte Würde, stellte voreinander und vor den Fremden Ernst und Haltung zur Schau —, wieso? Man verstand bald, daß Politisches umging, die Idee der Nation im Spiele war.“ Unnatürlichkeit, ein überspanntes Nationalgefühl und eine Hyperästhesie des Nervensystems, all das schwer Faßbare und Bösertige der Atmosphäre verdichtet sich im Auftritt des Zauberers, des dämonischen Verführers im Mantel des harmlosen Unterhaltungskünstlers.

Cipollo mußte nach Torre di Venere kommen. Weder Rechtsvorschriften hindern ihn, noch die Menschen, welche seine unmenschliche Herrschaft verabscheuen, aber nichts gegen ihn unternehmen. „Wahrscheinlich kann man vom Nichtwollen seelisch nicht leben, eine Sache nicht tun wollen, das ist auf die Dauer kein Lebensinhalt, etwas nicht wollen und überhaupt nicht mehr wollen, also das Geforderte dennoch tun, das liegt vielleicht zu benachbart, als daß nicht die Freiheitsidee dazwischen ins Gedränge geraten müßte.“ Die Lauen, die abseits stehen und sich nicht engagieren wollen, sind letztlich auch die Opfer des politischen Verführers. Warum hätten sie sich auch einschalten sollen? Durchsetzten nicht patriotische Betrachtungen über die Würde und Größe Italiens die Rede des Zauberers, und beherrschte nicht eigentlich das Publikum den reizbaren Gast: „Der leidende... der ausführende Teil, dessen Wille ausgeschaltet, und der einen stummen, in der Luft liegenden Gemeinschaftswillen vollführte, war nur er. Die Fähigkeit, im unbedingtesten und vollkommensten Sinn zu gehorchen, sagte er, sei nur die Kehrseite jener anderen, zu wollen und zu befehlen, es sei ein und dieselbe Fähigkeit... Befehlen und Gehorchen bildeten eine Einheit... so, wie Volk und Führer ineinander einbegriffen seien.“ Solcher Wortschaum vernebelt auch die Kritischen. Sie sehen hinter der Maske des Marktschreiers nicht die Fratze des „Führers“, des Duce, und so wird der Badeort der Nährboden des Verführers. Wo sich die Menschen nicht mehr an erprobte Werteordnungen halten, bleibt nur noch der Rückzug auf das Ich, dann auf die Nation, auf die Rasse, schmale Ränder, die das Vakuum säumen, in das der verklemmte Krüppel, der an Minderwertigkeitskomplexen leidende „Führer“, den Absinth seiner Botschaft ergießt. Nicht zufällig tritt Cipollo als Unterhaltungskünstler auf. Er unterhält, er hält und bestimmt die Individuen und zieht sie so von ihrem

Ich ab. Das Volk will es so, denn so nimmt ihnen der Führer die Last der Entscheidung ab. Sie begrüßen die vom Cavaliere vorgeschlagene „Arbeitsteilung“, als er ihnen vorschlägt: „Höre, mein Freund, es müßte bequem und lustig sein, nicht immer so den ganzen Kerl spielen und für beides aufkommen zu müssen, das Wollen und das Tun. Arbeitsteilung müßte da einmal eintreten.“

Die Gestalt des Cipollo ist die literarische Vorwegnahme des „Führers“. Die Erzählung schließt mit der Gewißheit, daß die Tage eines Duce immer gezählt sind. Er überschreitet das Maß. Ein harmloser, unscheinbarer Kellner namens Mario, der den Krüppel im Trancezustand auf die Backe küßte, bringt, im Innersten verletzt, den Verführer, der ihm als seine Geliebte erschienen war, um.

Aber nicht immer löst ein Mario den Bann.

M. SCHMIDT-RUTHENBECK, OBERPRIMA

Wenn Barbaren Nietzsche lesen

Bemerkungen zu einer politischen Biographie

„Deutsches Requiem“, so lautet der Titel einer Kurzerzählung des Argentiniers Jorge Luis Borges. Borges hat in Genf studiert, sich viel mit Deutschland und der deutschen Literatur beschäftigt und lehrt jetzt an der Universität von Buenos Aires Anglistik. Er darf somit als Kenner Deutschlands und als eine repräsentative Stimme des intellektuellen Auslands angesehen werden, die uns davor warnt, noch einmal den vulkanischen Grund des „Nächtig-Ungeheuren“ zu übersehen, den die augenblickliche Wirtschaftswunderaktivität zu verdecken scheint. Auf die Frage, wieso der Ausbruch dieses vulkanischen Grundes gerade in Deutschland geschah und wieso er überhaupt geschehen konnte, versucht Borges auf 8 Druckseiten eine Erklärung zu geben, indem er alle soziologischen, ökonomischen, psychologischen und politischen Argumente als nebensächlich wegstreicht. Was bleibt, ist der geistesgeschichtliche Aspekt: die wuchernde Flora einer barbarischen Verwirrung.

Der Inhalt der Erzählung läßt sich in einem Satz zusammenfassen:

Otto Dietrich zur Linde, Unterführer im Konzentrationslager Tarnowitz, ist zum Tode verurteilt worden und erzählt nun in der Nacht vor seiner Hinrichtung die wichtigsten geistigen Stationen seines Lebenslaufes. Er versteht sich als ein Sinnbild der künftigen Generation. Wer ihn anhöre, werde die Geschichte Deutschlands und die künftige Geschichte der Welt

verstehen. Damit gibt er selbst einen Hinweis auf die Frage, ob ausschließlich Deutschland in die Barbarei zurückfallen konnte und mußte, oder ob vielmehr jede menschliche Existenz davon bestimmt ist, daß hinter der freundlichen Hülle der Eumeniden die blutigeren Erinnyen lauern. Er meint, die jetzige Geschichte Deutschlands unter Hitler werde die künftige der Welt sein. Der Komplex „Hitler“ steckt demnach in jedem Menschen; allerdings vollzog sich sein Ausbruch zuerst in uns Deutschen. Wieso aber gerade hier zuerst? Die Frage wird, wenn überhaupt, erst zu beantworten sein, nachdem geklärt ist, was bisher die alles zerstörenden Erinnyen zurückgehalten und sie nun mit aller Gewalt hat hervorbrecchen lassen. Der Schlußsatz des „Deutschen Requiems“ lautet: „Mein Fleisch mag Angst fühlen; ich – nicht.“ Damit ist der Hauptgrund für den Rückfall in die Bestialität genannt: der Verlust der Angst, wohlverstanden: der heilsamen Angst. Otto Dietrich zur Linde hat alle Gottesfurcht verloren, die verhindern könnte, daß sein Mut zu Übermut wird. Er kennt keine Angst mehr vor den zerstörenden Mächten der Tiefe, deren fromme und begütigende Einbeziehung in die Verehrung der Götter erst Kultur ausmachen kann, wie Thomas Mann sagt. Er kennt auch keine Angst vor dem Tode, vor dessen Angesicht er sich seiner Ohnmacht bewußt werden und sich zur Verantwortung gerufen fühlen könnte. Er kennt höchstens noch die nackte Angst des Fleisches. Diese animalische Angst aber kann die Heiligkeit des Lebens nicht mehr schützen, sondern sie verlangt nach ungehemmter Gewalt; ihr einziger „Wert“ ist die Bestialität.

Man könnte vielleicht daraus schließen, daß dieser KZ-Unterführer nie mit den Werten, wie sie unsere abendländische Kultur zu bieten hat, in Berührung gekommen ist und daher nur den ursprünglichen Drang zur Gewalt kennt. Weit gefehlt! Er hat sich sogar leidenschaftlich mit Metaphysik, Musik und Dichtung beschäftigt; aber es waren Leidenschaften, die ihm lediglich halfen, „viele unselige Jahre mit Mut und Glück zu bestehen“. Statt in ihnen eine echte Hilfe zur Lebensbewältigung zu sehen, suchte er bezeichnenderweise Selbstvergessen in ihnen. So jedoch kann sich sein Trieb zur Gewalt auch noch der Literatur bemächtigen. Statt gehemmt zu werden, wird der blinde Trieb noch gefördert. Die Folge ist eine Reihe von Mißverständnissen und falschen Schlüssen:

Daraus, daß er an der Grenzscheide einer neuen Zeit steht, folgert er, daß es neuer Menschen bedarf, und zwar der Gewaltmenschen.

Also folgert er aus Nietzsche: die Schwachen sind auszurotten. Das Mitleid ist ein Laster. Und so versteht er Shakespeare: als den pangermanischen Dichter, der ihn vom Christentum abgezogen hat. (Es versteht sich, daß er Shakespeare „diagonal“ liest!)

Für den „neuen Menschen“ gibt es nur eine Rechtfertigung: die der Faust. Recht hat immer nur der Stärkere, der nur von einem noch Stärkeren bezwungen werden kann.

In der Geschichte der Völker glaubt er eine verborgene Kontinuität zu erkennen: den unaufhaltsam fortschreitenden Sieg des Schwertes.

Wenn ich nun auf die Anfangsfrage zurückkomme, wie es nämlich zu der unbarmherzigen Epoche unter Hitler kommen konnte, und wieso ausgerechnet in Deutschland, so bleibt als Ursprung für alle diese dargelegten Erscheinungen der letztlich rätselhafte elementare Trieb zur nackten, hemmungslosen Gewalt, der jedem Menschen innewohnt, in uns Deutschen aber anscheinend eine solche Kraft entwickelt, daß er sogar zur Lust am Untergang führen kann.

So ist Otto Dietrich zur Linde auch von der Niederlage befriedigt, weil seine Generation alles besessen hat, zuerst den Ruhm, dann die Niederlage. Er ist beglückt, daß sich von nun ab eine unbarmherzige Epoche über die Welt herabsenkt: um sie zu erreichen, mußten eben viele Dinge vernichtet werden, darunter auch Deutschland.

ERICH HENTSCHEL, OBERPRIMA

Denkfaul und egoistisch

Im Deutschunterricht der Obertertia wurde Goethes Tierepos „Reineke Fuchs“ (1793) im Blickwinkel politisch verantwortlichen Verhaltens besprochen. Auf die Frage: „Welche Fehlhaltungen am Hof ermöglichen dem Fuchs sein anarchisches Treiben?“ schreibt ein Schüler in einer einstündigen Klassenarbeit:

Der Fuchs begeht eine Untat nach der anderen und wird wegen Mordes und Friedensbruchs vor den Hof gerufen, der die Gesamtheit des Volkes verkörpert. Der Tatbestand ist klar, aber der Fuchs zieht immer wieder seinen Kopf aus der Schlinge und tötet weiter,

denn er kennt den Egoismus des Königs und der Höflinge. Diese Selbstsucht hat verschiedene Ausdrucksformen: Geldgier, Machthunger, Freßlust und Familieninteressen. Mehrere Tiere werden ausgeschickt, um den Bösewicht vor das Gericht zu zitieren. Reineke aber kennt ihre Bestechlichkeit. Sie vergessen ihren Auftrag und folgen dem Fuchs zu den Fleischtöpfen, die aber von aufgebrauchten Bauern mit Mistgabeln und Knütteln verteidigt werden: der Wolf wird schrecklich geschunden, der Kater verliert ein Auge, und der Fuchs lacht. Als der Fuchs kurz vor seiner Aburteilung von einem Schatz spricht, den es in Wirklichkeit nicht gibt, vergißt der König die Not des Volkes und will den Schatz besitzen. Die Untaten Reinekes mehren sich, aber es kommt zu keinem Beschluß gegen ihn, denn der Hof ist in sich uneinig. Die unentbehrliche Sippe des Fuchses droht mit Boykott und Abzug, oder der Dachs verrät dem Mörder „geheime“ Beschlüsse, so daß sich dieser inzwischen neue Märchen ausdenken kann und der tödlichen Belagerung entgeht. Das jeweils geschädigte Tier erscheint plötzlich als der Übeltäter, und nach dem Grundsatz: *divide et impera!* treibt der Fuchs eine Interessengruppe gegen die andere und erscheint schließlich als Retter des Vaterlands. Die Höflinge sind nämlich bequem, gutgläubig, stumpfsinnig und denkfaul, feiern Feste, wo sie trauern sollten, und werden so zu Werkzeugen des schlaun Emporkömmlings. Wo ein hartes Urteil gesprochen werden müßte, wollen sie nur ihr Vergnügen: *panem et circenses*. Erfüllt von selbstmörderischer Schadenfreude, verlachen sie den Wolf, der als einziger gegen den Unhold auftritt, aber in einem lächerlichen Zweikampf unterliegt. Wie sich die größten Kälber stets selbst ihre Metzger suchten, so machen auch sie den Fuchs schließlich zum bevollmächtigten Chefminister des Tierreichs. Das aber ist das Ende jeder demokratischen Ordnung und der Anfang der Willkürherrschaft.

Leider ist dies nicht nur eine mittelalterliche Fabel.

THOMAS LANGE, OBERTERTIA

. . . das Zeugnis der Reife zuerkannt

Alljährlich werden in vielfach stereotyp gewordenen Feierstunden Tausende von Reifezeugnissen von Abiturienten oft wie selbstverständlich hingenommen und dann als Berechtigungsscheine unbesehen und gedankenlos weitergereicht wie Münzen, die abnutzen und die scharfe Zeichnung ihres Profils verlieren. Herr Oberstudienrat DR. ABTS unternahm es in der letzten Schulentlassungsfeier, die Patina des allzu Vertrauten abzulösen und die abgeschliffene Prägung neu herauszuarbeiten: hervor tritt ein Gesicht, das ernst

ist und zu ernsthafter Reflektion auffordert. Wer reflektiert, hält inne, beugt sich rückwärts, stürmt nicht ohne Umsicht vorwärts, sondern geht prüfend zu den Grundlagen und Ausgangspunkten zurück.

... als ich den Auftrag bekam, in dieser Stunde zu Ihnen zu sprechen, erinnerte ich mich einer Begebenheit aus meiner Studienzeit. Einer unserer Professoren erhielt damals den Ruf an eine andere Universität, und seine Schüler hätten ihm gern eine Abschiedsfeier bereitet. Als wir ihm davon sprachen, wehrte er

ganz energisch ab und sagte: „Bitte nicht! Professoren nehmen nie Abschied, Professoren fangen immer nur an.“ Ich habe dieses Wort nicht vergessen können. Im Grunde gilt es nicht nur von Professoren, sondern irgendwie von uns allen, die wir von einer Arbeit zur anderen übergehen: daß wir immer neu anfangen.

Unter diesem Tenor soll darum auch das stehen, was ich Ihnen heute sagen möchte, da Sie zum letztenmal als Schüler in diesem Hause sind und dann weitergehen und anderswo fortsetzen, was Sie hier begonnen haben. Ich möchte darum auch nicht, so reizvoll das sicher zumindest in einigen Passagen sein könnte, Ihre Schulzeit vor Ihnen erstehen lassen, sondern mit Ihnen überlegen, wo Sie im Augenblick stehen und wohin Sie der Weg weiterführen muß.

Die Interpretation des Reifezeugnisses, das der Direktor Ihnen nachher aushändigen wird, scheint mir für diese Überlegung gute Möglichkeiten zu bieten. Dieses Zeugnis, das in seiner jetzigen Form zwar Resultat einer bestimmten schulischen Entwicklung ist, zugleich aber auch unsere heutige Auffassung von Bildung und Einstellung zur Bildung zum Ausdruck bringt.

Ihr Name steht oben auf dem Zeugnis, Ihr Vorname und Ihr Familienname. Sie sind aus einer bestimmten Familie vor Jahren hierher gekommen. Die Bedeutung, die die Familie für Sie hat, wird also sichtbar im Zeugnis. Es bezeugt Sie als Glied, als Mitglied einer solchen Familie. Der Name, den Sie von den Eltern überkommen haben, der Vorname, der Sie nennt und nur Sie meint, haben Bedeutung und Sinn. Die Familie, das Elternhaus tragen in Ihrem Leben ein Vorzugsmoment, eine eigentümliche, besondere Qualität. Sie sind wie wir alle in eine schon bestehende Welt hineingekommen und waren nicht fertig, sondern Anfänge von Leben. Sie bedurften einer besonderen Hütung und Pflege, damit Ihnen nichts von der Welt her geschah, was Ihnen geschadet hätte. Die vier Wände, in denen sich das Familien- und Privatleben der Menschen abspielt, bildeten einen Schutz gegen die Welt. In diese Familie sind Sie hineingeboren, in ihr sind Sie zu Hause, ihr gehören Sie in einem besonderen Sinne an, mit ihr verbindet Sie ein unmittelbares Glaubens- und Vertrauensverhältnis. Die Eltern arbeiten für Sie, unterhalten Sie, kleiden Sie, ließen Sie diese Schule besuchen. Tag und Nacht sind Sie von dieser Gemeinschaft umschlossen. Seien Sie sich besonders heute einmal dessen bewußt, und ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie nie vergessen, was Sie der Familie verdanken.

Das Reifezeugnis hat keine Kopfzsuren mehr, also keine Prädikate für Führung, für Beteiligung am Unterricht, für Fleiß und Ordnung. Es heißt einfach Zeugnis der Reife. Ihre charakterliche Verhaltensweise wird nicht mehr in ein Urteil gefaßt und gelangt nicht mehr zur Bewertung. Ihr Verhalten in der Schule, das Zusammenleben mit Ihren Mitschülern und Ihren Lehrern wird nur indirekt gewertet, und es wird auch nicht mehr eigens zum Ausdruck gebracht, ob Sie den mitmenschlichen Verhaltensweisen Genüge getan haben oder nicht. Die Lehrer, die ihre Unterschrift unter Ihr Zeugnis gesetzt haben und Ihnen damit die sittliche Reife zusprachen, sind

wahrhaftig großzügig gewesen, denn damit bezeugten sie: Dieser Absolvent des Landfermann-Gymnasiums weiß, was er der Gemeinschaft schuldig ist; er besitzt außer der intellektuellen Reife auch den Willen, sich in die Gemeinschaft hineinzufinden und seinen Teil zum Besten der Gemeinschaft beizutragen.

Auch die Beteiligung am Unterricht wird in Ihrem Reifezeugnis nicht gewertet, obwohl es für Ihre kommenden Lehrer an der Hochschule oder Universität sehr aufschlußreich wäre zu wissen, ob Sie hingewachsen sind zu eigentlicher Mitarbeit, zur Zusammenarbeit. In der Beteiligung am Unterricht als Ausdruck für die Mitarbeit ging es nicht nur einfach um die Beziehung zum Lehrer und der Klasse, sondern mit dem Lehrer und mit der ganzen Klasse um die Beziehung zu einer gemeinsamen Sache, einer gemeinsamen Aufgabe. Das Verhältnis des einzelnen zur Sache, zum Fach, zur Art, wie er fachlich arbeitet, und sein Verhalten zur Sache außerhalb der Schule wird nicht gewertet, es wird auch direkt nichts ausgesagt über Ihre Mitarbeit aus Freude an einer Sache, aus sachlichem und persönlichem Engagement, auch nichts über Ihren Ernst an der ergriffenen und erkannten Aufgabe. Ihr Reifezeugnis bezeugt wiederum, daß die Schule, d. h. Ihre Lehrer, großzügig waren, indem sie bezeugten: Dieser Abiturient des Landfermann-Gymnasiums hat die rechte Einstellung zur Arbeit, hat die Fähigkeit und den Willen zu selbständiger Arbeit und guter Arbeitsleistung; er hat gelernt zu arbeiten, und zwar in der rechten Weise und in der rechten arbeitsethischen Gesinnung! Was sollte ich Ihnen anderes wünschen, als daß Sie diese unsere Hoffnungen rechtfertigen!

Wenden wir uns nun den Prädizierungen zu!

Sie wissen, daß die Griechen Kinder „Neoi“, die Neuen, nannten und damit zum Ausdruck brachten: Diese Welt erneuert sich ständig durch Geburt. Die menschliche Gesellschaft bleibt niemals, was sie ist, sondern erneuert sich durch das Hinzukommen neuer Menschen, und zwar so, daß die Hinzukommenden Wachsende sind in einer Welt, die vor ihnen da war, die auch nach ihrem Tode weiterbestehen wird und in der sie, die „Neoi“, nun ihr Leben verbringen sollen. Darum müssen sie die Welt kennenlernen. Diese Bekanntschaft mit der Welt macht das Kind normalerweise in der Schule. Die Schule, auch die höhere Schule, ist selbst keineswegs die Welt und darf auch nicht vorgeben, sie zu sein; sie ist vielmehr die Institution, die wir speziell für die Heranwachsenden zwischen die Privatsphäre des Elternhauses und die wirkliche Welt schieben, um den Übergang in die Welt überhaupt möglich zu machen.

So sind auch Sie, meine lieben Abiturienten, durch die vielen Fächer, die in Ihrem Zeugnis erscheinen, graduell mit der Welt bekanntgemacht worden. Wenn ich die Fächer Ihres Zeugnisses ordne, so sind da zunächst die Fächer, die die vorgegebene, die vorgefundene Welt, die wir Natur nennen, vermitteln: Physik, Chemie und Biologie; es sind zweitens die Fächer, welche die gestaltete, vom Menschen bestimmte Welt vermitteln, die wir Geschichte nennen, vornehmlich die Sprachen, Literatur und Kunst, und es ist drittens

das Fach, welches die geglaubte und offenbarte Welt vermittelt, was wir Religion nennen. Vielleicht haben Sie oft über die Vielzahl der Fächer gemurrt; aber wir mußten Ihnen die elementaren Kenntnisse von den Gehalten und Strukturen der großen Wirklichkeitsbereiche: der Natur, Kultur und Religion vermitteln, damit sie sich in Ihnen zu einem wirklichkeitsgemäßen Weltbild runden können. Wir Lehrer haben Ihnen gegenüber die Verantwortung für die Welt übernommen, obwohl wir selbst sie nicht gemacht haben und manchmal, heimlich oder sogar offen, wünschten, daß sie anders wäre, als sie ist. In unserem Lehren und Verantworten hatten wir beides zu schützen: den Jungen gegen die Welt und die Welt gegen den Jungen, das Neue gegen das Alte und das Alte gegen das Neue!

Ich muß Sie sodann vor einem großen Mißverständnis Ihres Zeugnisses warnen, das leicht geeignet sein könnte, Sie ein bißchen eingebildet zu machen. Wenn Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten in den Fächern präzisiert sind, müssen Sie sich bewußt bleiben, daß es sich um Unterrichtsfächer und nicht um wissenschaftliche Disziplinen handelt. Die höhere Schule ist keine Universität im kleinen; sie ist die Schule der wissenschaftlichen Grundbildung und will nicht etwa wissenschaftliche Ausbildung und erst recht nicht wissenschaftliche Durchbildung sein. Wir wollten keine Germanisten, Philologen und Physiker en miniature aus Ihnen machen. Hätten wir das versucht, so hätten wir Ihnen die Welt verstellt und Sie wären vielleicht intellektuelle Zwerge geworden. Wissenschaft war uns sekundär, Bildung das Eigentliche! Unser Ziel ist und bleibt der Mensch, der sich in Gesinnung und Handeln leiten läßt von sittlichen Werten. Das ist die Seele unseres Unterrichtes und sichert ihm seine Einheit. Das Fach als Wissenschaft sieht ganz anders aus. Es bildet einen scharf abgrenzbaren Gegenstandsbereich, hat seine eigenen Wege zur Erkenntnis des Objektes und vereinigt die gewonnenen Erkenntnisse zu einem geschlossenen System. Das wartet auf der Hochschule auf Sie.

Um Bildungsarbeit geht es uns hier in der Schule, und Sie sollten sich freuen, daß die Polis, die Gemeinschaft der Bürger und Ihre Eltern, Ihnen den Zugang dahin ermöglicht haben. Wir meinen wirklich zweckfreie Bildung, auch wenn sich so manche dagegen aussprechen. Der Vorwurf ist auch gar nicht neu, aber es wäre höchst bedauerlich, wenn die höhere Schule immer mehr Fachschule würde, das bedeutete eine Verarmung für diejenigen, die diese Schule besuchen, und im Grunde eine Verarmung des Volkes überhaupt.

Welch ein Vergnügen ist es, einem gebildeten Arzt oder Architekten zu begegnen, und wie merken wir auf, wenn von einem Industriebherrn gesagt wird, daß er von der Welt mehr verstehe als die sehr differenzierte, aber doch engbegrenzte Materie seines Faches. Die Voraussetzungen zu solchem Weltverständnis und Weltverhältnis sind immer früh gelegt und dann neben aller beruflichen Ausbildung und Ausübung bewußt gepflegt worden. Was sollte ich Ihnen Besseres und Schöneres wünschen, als daß Ihr Leben solche Bereicherung erfahre.

18. 3. 1961

Sich selber nahe bleiben

Bemerkungen zu zwei Bildern des Malers

WALTER CÜPPERS

Das über die Bildfläche tastende Auge sucht vergebens nach dem Meer, dem Schiff, der Burg oder der Mauer, kurz: nach vertrauten Motiven, die dem Blick auf halbem Weg entgegenkommen und bestimmte Erinnerungen wachrufen oder gezielte Sehnsüchte auslösen: das Schiff ist dann das Traumboot, das aus der Enge des Hier und Jetzt erlöst, die Mauer der Ort, wo der Müde rastet.

Diese Bilder hingegen verweigern beharrlich die Rolle von unverwechselbaren Röhren, in die wir unsere A- und O-Gedanken, unser Weh und Ach mühelos ergießen können.

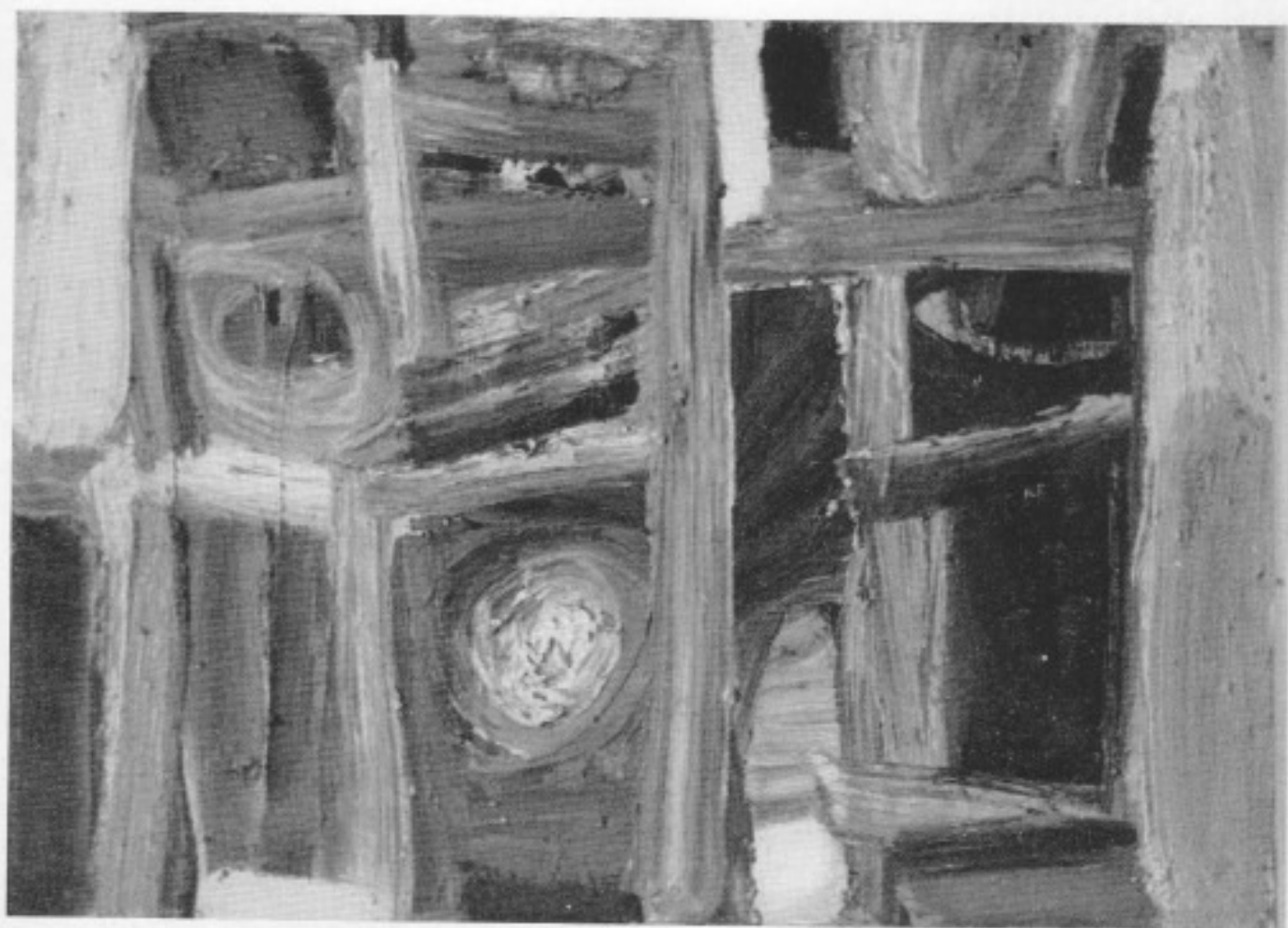
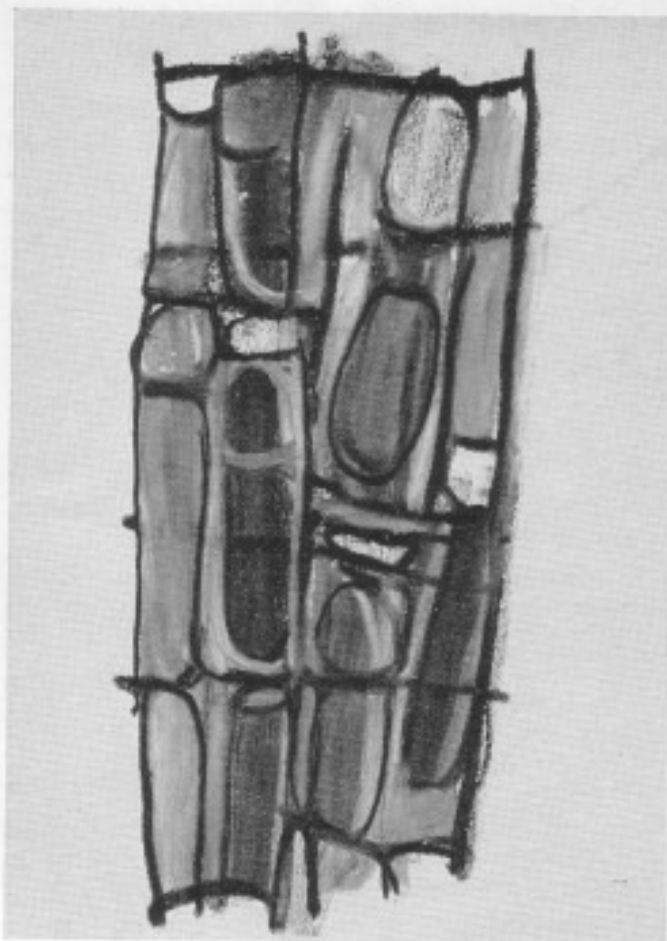
Der Maler verzichtet also auf die Abschilderung vertrauter Gegenstände. Die optische Eroberung des handgreiflich Sichtbaren war in sich und zu ihrer Zeit durchaus sinnvoll. Sie ist abgeschlossen, und was bewältigt ist, sollte man auf sich beruhen lassen. Wir haben durch das Elektronenmikroskop geschaut. Wer also weiß, daß das scheinbar feste Gefüge eines Steins in Wirklichkeit ein spannungsgeladenes Kraftfeld kleinster Partikel ist, der kann nicht mehr Steine malen so fest und so kantig wie vor zweitausend Jahren. Aber wenn uns die Oberfläche der Dinge wie modrige Pilze in den Händen zerfällt, so bedeutet das nicht auch ein Auseinanderfallen jeder Struktur im modernen Bild oder im „nouveau roman“, und nur Kurzsichtige befremdet die nur scheinbar paradoxe Tatsache, daß Stephan im „Jugendbildnis“ von Joyce das revolutionärste und scheinbar chaotischste Erzählwerk dieses Jahrhunderts, „Ulysses“ nämlich, als einen minutiös gebauten, beziehungsreichen, von einem Rhythmus der Schönheit gebundenen Kosmos ankündigt und aus den ästhetischen Anschauungen Thomas von Aquins (!) entwickelt: ad pulchritudinem tria requiruntur integritas, consonantia, claritas. Wir übersetzen: Vollständigkeit, Harmonie und Leuchten. Dies sind die Bestimmungen, die das gültige Kunstwerk vom amorphen Rohstoff der uns umklammernden Wirklichkeit unterscheiden und für den Künstler auch dann bestimmend bleiben, wenn die ihn umgebende Welt durchaus nicht mehr „ganz“ und harmonisch erscheint. Da der Künstler nicht nach der Natur und wie die Natur, sondern parallel der Natur schafft, sind die Maßstäbe, die wir an ein Kunstwerk legen, an keine historische Erfahrung gebunden.

INTEGRITAS: Die hier abgebildeten Arbeiten sind nicht Fetzen oder Splitter, die zufällig irgendwo zusammenstoßen oder sich irgendwo am Bildrand regellos stauen oder überhängen. Ein festes Gitter breiter Stäbe sammelt die statisch und streng wirkenden, gradlinigen Farbfelder um den zentrierenden Kreis in

der unteren Bildhälfte, um das Rund, in dem sich alle ausfahrenden Bildelemente beruhigen.

Das senkrechte Bild — es handelt sich um eine farbige Zeichnung — zeigt gleichfalls diese schöpferische Kontraktion, die Farbflächen mit energischen Strichen einkreist und wie eine Herde nach innen zusammendrängt und ordnet. Viele Bilder von Cüppers zeigen diese Grundstruktur: links und rechts fließt der Rohstoff in breiten, wenig differenzierten Pinselstrichen vorbei, zur Bildmitte hin gliedern sich die Farbkörper, werden zahlreicher, kleiner, leuchten intensiver und formen sich so zum Stab, in dem sich der ungeordnete Lebensstoff zum Kosmos des Kunstwerks strukturiert.

CONSONANTIA: Was Dürrenmatt für die Literatur feststellt, das gilt auch für den Maler: man beginne nicht irgendwo mit einzelnen Wörtern oder Farbflecken, suche nicht schon in der Partikel nach dem „Stil“. Der spürbare Rahmen, die umgreifende Bildvorstellung erst ermöglichen das Kunstwerk. Farbflecke, die irgendwo nisten, machen noch kein Bild. Auch nicht der raffinierte Einfall, der nur das ungeschulte Auge für kurze Zeit zu fesseln vermag. Werbegraphik und Film überschwemmen das Auge heute mit „gags“. Diese Bilder hier sind nicht aufdringlich und nicht zweideutig, spielen nicht die Zufälligkeiten bloßer Materialbilder hoch, sondern siedeln nach vielen Metamorphosen — oft liegen 15 bis 25 Farbhäute übereinander — nunmehr verhalten auf dem schmalen Grat, der das Plausible vom Unverständlichen, das Übereinfache vom Chaotischen trennt.



CLARITAS: Die zarten, nuancenreichen Rot-Braun-Gelbtöne des waagerechten Bildes wirken diskret, vornehm, zurückhaltend und evozieren irgendwie das Fluidum von Kammermusik. Moderne — jenseits von Mescalín und Langeweile. Most, der zum Wein durchgeklärt ist. Claritas.

Bilder sind kein Zeitvertreib für Sklaven und Frauen. Malen ist kein überflüssiges Geschäft. Gerade heute nicht: denn Malen, ernsthaftes Malen, ist eine der letzten Möglichkeiten, Identität herzustellen und zu bewahren. Während uns tausend Reize von außen her wirksam von unserem Ich entfernen, projiziert der Maler sein Ich auf die Leinwand und bleibt sich so ganz nahe. Malerei als beharrliche Aktion erweist sich also letztlich als Medium der Selbsterkenntnis und Selbstbewahrung. Und nicht erst seit Kafka wissen wir, daß es hierauf allein ankommt.

Jeder wirkliche Künstler wiederholt sich nicht. Ihn erwarten neue Metamorphosen. Deshalb ist jede Äußerung zu den Werken eines lebenden Künstlers nur vorläufig und kann durch spätere Wandlungen korrigiert werden.

DR. HOFFMANN

Romania und Romanité

Rom und Oslo sind von Köln etwa gleichweit entfernt, ebenso Palermo, Madrid und Helsinki. Trotzdem sind Reisen in den Norden auch heute noch die Ausnahme, solche in den Süden aber die Regel. Das ist nicht nur der Hunger nach strahlendem Sonnenschein, den wir in unseren Breiten von Jahr zu Jahr mehr entbehren. Die Anziehungskraft der Romania reicht tief hinab in den Wurzelgrund der Geschichte, in dem verborgene Ströme über die Zeiten hinweg Nord und Süd verbinden. So waren spätestens seit dem 18. Jahrhundert Frankreich und Italien für uns Deutsche vertraute Reiseziele.

Welche Bereiche umfaßt die Romania?

Neben Frankreich, Italien, Spanien und Portugal gehört auch England zum Bereich der engeren Romania und ist sich dieser Bindung bis heute bewußt. Gemeinsam ist diesen Zonen, daß sie von lateinischem Geist geprägt sind. Wir Deutsche gehören nicht zur Romania, denn die Vernichtung der römischen Legionen durch Arminius im Teutoburger Wald vereitelte eine tiefgreifende Romanisierung der Gebiete nördlich des Rheins. Ob dies ein Vorteil oder ein Nachteil ist, wird gerade im Augenblick wieder lebhaft diskutiert. Wenn wir im folgenden die Romanité in einigen Zügen mit unserer Welt vergleichen, so meinen wir den Vergleich der Formen, nicht den Wertvergleich.

Die Werke der bildenden Kunst, die gestaltete Landschaft und der mediterrane Mensch sind nur deutliche Knoten in dem feinmaschigen Gewebe, das uns so anzieht. Immer ist es ein „Mehr“, ein Fluidum, das kaum definiert werden kann, aber immer mit im Spiele ist, wenn wir die Romania durchwandern.

Die romanische Art der Lebensgestaltung nennen wir Romanité

Die Romania ist ein Bereich der Stadtkultur. Die Stadt gibt mit ihren repräsentativen öffentlichen und privaten Bauten den Hintergrund ab für das Agieren des Menschen. Ohne Unterbrechung hält sich diese Stadtkultur fast zwei Jahrtausende, ablesbar an den Stilen kultischer und weltlicher Bauten. Von den antiken Bauten an der Mittelmeerküste Frankreichs klettert sie gleichsam die Rhone aufwärts bis in das Herz Frankreichs, wo seine gotischen Kathedralen stehen und gleichzeitig seine Renaissance- und Barockschlösser und — zum ersten Male seit der Antike — die Gärten als gestaltete Landschaft. Das umgebende Land scheint demgegenüber weniger wichtig zu sein. Romantisches Schwärmen für das Land gibt es jedenfalls nicht.

Die Romania ist der Bereich des Überschaubaren, des körperhaft Greifbaren. Eine Stadt wie Aigues-Mortes in Südfrankreich oder Avila in Spanien sind wie Plastiken anzusehen. In Italien lassen sich die Beispiele häufen. Auch die gotische Kathedrale in Frankreich bevorzugt den flachen Turmabschluß, der den geometrischen Umriß begünstigt.

Die Zuordnung von Bauwerk und Denkmal, ein antikes Erbe, wird nur in der Romania voll beherrscht und bewirkt die Ausgewogenheit des Verhältnisses von Platz und Straße, d. h. eine künstlerische Gestaltung, die wir als wohltuend empfinden. Die Harmonie des Durchgestalteten überzeugt.

Die Romania ist der Bereich der Öffentlichkeit. Der Einzelmensch kommt erst als Bürger (civis) im Bereich der von ihm gestalteten Umgebung (civitas, cité) zur vollen Ausprägung seiner selbst. Leben heißt: ein Verhältnis zur Umgebung gewinnen. Man zieht sich nicht grübelnd in das Schneckenhaus des Ich zurück. Und das ist der geheime Zauber romanischer Lebensform, daß sie das versponnen-eigenbrötlerische und irrational verfließende Plasma der nördischen Seele um eine Mitte sammelt und die Kräfte, die in der Vereinzelung unheilvoll wirken, zu fruchtbarer Ergänzung ordnet: privatus und civis, Nationales und Weltbürgertum, Irrationales und Clarté. Ausgleich der Gegensätze auch in der Bestimmung des Glücks: Die Kunst des Lebenslassens und Lebenkönnens ist für viele Romanen nicht an die materiellen Bedingungen gebunden, die wir für unbedingt notwendig halten. Vielleicht ist dieses Maßhalten Ausdruck einer inneren Ökonomie. Vielleicht gehören Kultur und Komfort nicht so eng zusammen, wie wir zuweilen annehmen.

Die folgenden Reiseberichte zeigen, daß dieses Metron, die Achse romanischer Lebensgestaltung, nicht wie Manna vom Himmel fällt. Auch nicht in Italien. Das richtige Maß muß in jedem Augenblick bestimmt oder aber beachtet werden, und das erfordert Wachheit und Mut. Und Irrtümer sind dabei nicht ausgeschlossen.

FRIES, STUDIENRAT

La douce France la France éternelle?

Stundenlang fährt man auf ausgezeichneten Straßen ohne nennenswerten Verkehr von der belgischen Grenze auf der Route Nationale Nr. 51 bis Orléans: die Weite dieses fruchtbaren Landes läßt die Enge und Bevölkerungsdichte Westdeutschlands um so nachdrücklicher empfinden. Fast entvölkerte Ortschaften, Dörfer mit mehr als hundertjährigen Häusern zeigen den wirtschaftlichen und kulturellen Sog der Hauptstadt Paris. Aber Paris ist deshalb noch nicht Frankreich. Nicht überall in der Provinz siegt der für dieses Land charakteristische Rationalismus über die Leidenschaften der „Ultras“. Der folgenreiche Verlust des Kolonialreiches ist überall spürbar. Der Durchschnittsfranzose lebt heute nicht mehr wie „Gott in Frankreich“. Hart greifen die Forderungen unserer Zeit in die Verträumtheit des 19. Jahrhunderts ein.

Wie bewältigt der Franzose das brennende Problem des Nationalismus? Der Staat benutzt die Kulturdenkmäler des Landes zur Belehrung über die große Geschichte Frankreichs viel intensiver, als das bei uns üblich und möglich ist. „Son et lumière“, die viel ge-

priesene und ebenso heftig kritisierte abendliche Beleuchtung der schönsten Loireschlösser, gibt davon einen Eindruck. In Chambord etwa vermittelt eine geschickte Anordnung von Scheinwerfern und Lautsprechern dem Publikum die Illusion, an der Jagd Franz I. teilzunehmen oder der Premiere von Molières „Bourgeois gentilhomme“ vor den festlich erleuchteten Fenstern des Schlosses zu lauschen. Den Ferienreisenden wird so ein aufgelockerter Geschichtsunterricht erteilt, sachlich und auch kritisch. „Tout le monde l'adore et il adore lui même“, heißt es von Franz I. Hier und bei vielen anderen Gelegenheiten ist festzustellen, daß sich das Frankreich de Gaulles mehr denn je auf seine Geschichte besinnt, während sich die Masse der Bundesdeutschen von der Geschichte zu emanzipieren sucht. Freilich, diese Betonung der „grandeur“ eigener Geschichte ist im Licht des durch die Ereignisse in Algerien gebrochenen Nationalgefühls französischer Intellektueller kaum mehr als eine noble Geste des Ausweichens in unverlierbare nationale Werte. Die Problematik des Nationalismus wird so nicht gelöst werden können.

La douce France? Gewiß gibt es dieses Frankreich noch, aber nur die Umwandlung zum modernen Industriestaat garantiert das „ewige Frankreich“. Das neue Atomkraftwerk bei Chouzé, ein paar hundert Meter weiter Bürger beim Angeln: versachlichte und nüchterne moderne Arbeitswelt und „savoir vivre“ werden in diesem glücklich veranlagten Volk niemals beziehungslos auseinanderbrechen.

Paris, August 1961

DR. HÖLZER, STUDIENRAT

Rom die Perle in der Muschel aus Stahlbeton

Liest man das meisterhaft geschriebene Buch „Geschichte der Stadt Rom“ des größten Italienwanderers deutscher Sprache, Ferdinand Gregorovius, so gewinnt man den Eindruck, daß der frühere Romfahrer es leicht hatte. Hatte er durch die Porta del Popolo die Stadt betreten, so lag sie wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch vor ihm. Jede Sehenswürdigkeit lag sozusagen in Reichweite der nächsten und übernächsten: Spanischer Platz, Piazza Colonna, Monte Citorio, das Pantheon usw. Dieses Rom von einst — und dieses Einst bedeutet nur etwa siebzig Jahre — ruht heute wie eine Perle in einer jetzt schon gigantischen, aber sich immer noch anreichernden Muschel. Rund um die alte Stadt auf Hügeln, die der berühmte Katalog der „Sieben Hügel“ nicht aufzählt, siedelt sich Neu-Rom an, dessen Baumaterial nicht Marmor und Travertin ist, sondern Eisenbeton. Und mancher leidenschaftliche Freund des

alten Rom freut sich über jeden Einsturz moderner Hochhäuser aus ganzem Herzen. Sich dieser Ansicht anzuschließen, hieße aber, dem neuen Rom nicht gerecht werden, denn auch hier gibt es nicht gerade wenige moderne „funktionalistische“ Bauten, die ihren Architekten alle Ehre machen, wie zum Beispiel die zweifellos vollendete Schöpfung der Stazione Termini oder das Foro Italico jenseits des Tiber.

Durch die bedenkenlose Bodenspekulation hätte es zweifelsohne schlimmer kommen können. Größere Straßendurchbrüche als die, welche nach der Erhebung Roms zur Hauptstadt dreimal vorgenommen wurden, hätten die Eigenart Roms völlig zerstört. Doch in den zwanziger Jahren wuchs die Stadt weit in die Campagna hinaus, und in zwei Jahrzehnten ist eine Armee von Palazzi aus Zement in den Himmel gewachsen.

Fragt man den Römer nach dem Monte Parioli, der in früherer Zeit mit schönen Pinienhainen bedeckt war, so zeigt er mit Verachtung den Weg zum „Quartiere Snob“, wie er diesen Teil der Stadt nennt. Denn hier hat sich die Welt des Films und der „protzigen“ Industriellen aus Mailand und Turin angesiedelt, die es „chic“ finden, in Rom zu leben, der gerade vom Norden so unablässig gehässig verlästerten Stadt. So sagte der berühmte amerikanische Kunstkritiker Bernard Berenson, der Rom vor nicht allzu langer Zeit nach zwanzig Jahren wieder besuchte: „Ich bin in einer großen Stadt gewesen, und man hat mir gesagt, es sei Rom. Aber ich hatte es nicht wiedererkannt.“ Was aber auf dem Monte Parioli geschehen ist, ist allüberall rund um das alte Rom geschehen. Viele Kilometer breit ist der Ring, der sich um die alte Stadt gelegt hat.

Die Ruinen, durch die der Tourismus zum Wirtschaftsfaktor geworden ist, sind seit jeher ein Problem für die Stadt. Hier gibt es zwei Meinungen: die eine Partei erklärt die Ruinen für tabu und dringt darauf, daß sie bewacht und geschützt werden. Ihr majestätisches Schweigen soll erhalten bleiben. Die andere Partei hingegen fordert die Freigabe sämtlicher Ruinen, damit die römischen Kinder darin spielen können, da die Eintrittsgelder das Wachtpersonal nicht trügen. Ebenso sollen in der Maxentiusbasilika ständig Konzerte und Freilichtaufführungen stattfinden. Ihrer Ansicht nach sollen mit modernem Geschäftssinn die Zeugen des alten Rom in eine Devisenquelle verwandelt werden. Die Überlastung der Altstadt, die dadurch entsteht, daß alle Ministerien und alle Banken hier ihren Platz haben, verwischt die Konturen der Metropole für den Besucher. Überall muß man auf den turbulenten Verkehr achten, auf Signale, Lichter und Autos. Nirgendwo kann man einen Augenblick stehenbleiben, um sich ein schönes Fenster oder eine eindrucksvolle Fassade anzusehen. Überall wird man von dem ständig fließenden Verkehr wie eine Rohrpost durch die menschenvollen Straßen weitergeschoben. Und hier ist das nicht mehr möglich, was für das Verständnis dieser Stadt so wichtig ist, nämlich der Kontakt mit den Menschen. Daher entstehen wohl auch die schiefen Urteile, die man sehr häufig von Deutschen hört: der Römer sei faul, schmutzig und habe die Hand immer für ein Trinkgeld offen.

Treffender als dieses Urteil ist wohl ein Wort, das die Römer selbst nicht gern hören, da es aus dem Norden stammt. Es lautet: Der Orient beginnt in Rom. Überspitzt vielleicht — aber doch ist viel Wahres daran. Der Händlergeist (mir gelang es, den Preis einer Diarreihe von 1800 Lire auf 600 Lire herabzudrücken), der Tanz um das Goldene Kalb, die Sucht, noch „gestern“ Millionär zu werden, die Lust am Übervorteilen, die geschäftliche Schlaueit, das Vergnügen am kleinsten Profit: das alles sind unzweifelhaft Wesenszüge, die die Sklaven aus dem Orient und aus Afrika nach Rom eingeschleppt und in den römischen Charakter eingeschmolzen haben. Denn in keiner anderen Stadt der Welt überlagern sich die Rassen so wie in Rom. Und Rom ist nicht Italien.

Die heutigen Römer sind unzweifelhaft nicht die Nachfolger der „antiken“ Römer. Sie sind das Ergebnis einer zweitausendjährigen Kreuzung aller Rassen aus Europa, Nordafrika und aus Asien. Und die alten Adelsgeschlechter, die auf Rassenreinheit hielten, sind in den vielen Kriegen ausgeblutet. Nur Roms Katzen haben sich in den zweitausend Jahren rassenrein erhalten.

Wenn man mich nun fragt, warum ich Rom denn schätze, so glaube ich, daß meine Zuneigung zu Rom nicht auf romantischer Romliebe beruht, denn Rom ist im Grunde unromantisch, es ist rational, und der Römer lacht über die romantischen Schwärmer. Was mich fesselt, ist die Doppelbödigkeit des Römischen überhaupt. Sei es nun der Mensch, oder sei es die Stadt selbst. Einerseits die Ruinen, andererseits die riesigen Wolkenkratzerquartiere, die diese umstehen und bedrohen. Doch unter dem Rom, das wir sehen, ruhen noch unendlich mehr Ruinen. Die Stadt ist über sie hinweggewuchert wie ein dichter Moosteppich. Würden die Bildwerke ausgegraben und in den Museen aufgestellt, so könnte man wohl jedem Römer einen solchen Begleiter geben als *angelo custode*, ob er sich dessen bewußt ist oder nicht. Und der Ausdruck dieser Gefährten ist: *Civis Romanus sum*. Eine Stadt mit einer solchen Geschichte muß ein Doppelleben führen. So sind zum Beispiel auch die Renaissance und der Humanismus, ungeheuer fruchtbare Bewegungen, dieser Doppelbödigkeit entsprossen. Und das Resultat aus der Verbindung all dieser Ströme ist der Römer von heute. Dumpf, aber gläubisch, konservativ — und doch von brennender Liebe für alles „Moderne“, vor allem in der Technik, erfüllt, ja, oft genug ins Extrem verfallend, ins „Hypermoderne“, bigott — und doch ein schrankenloser Verächter der Heiligen; rasch aufflammender Nationalist, sobald der Name „Tiro!“ fällt — und zugleich entschlossen, jedes ernsthafte Risiko zu vermeiden und sich in eine Neutralität zu flüchten; flatterhaft in der Liebe — und doch der zärtlichste Vater seiner Kinder, diesen Gegensätzen könnte man noch eine ganze Reihe hinzufügen.

Jeder, auch wenn er kein Lobredner des Vergangenen ist, wird sich jedoch nicht dem Eindruck entziehen können, daß Rom mehr als notwendig sein Gesicht verliert. Warum? Weil nie ernsthaft versucht wurde, für die Neubauten eine dem Charakter der Stadt entsprechende Architektur zu schaffen. Man baut Häuser, wie sie überall stehen könnten, die aber kaum eine Beziehung zur Stadt haben. Andere Städte haben ihre Eigenart nicht so bedenkenlos geopfert, wie zum Beispiel Florenz. So behängt man auch die herrlichen Fassaden der Paläste mit großen Reklameschildern der Büros, die sich darin eingenistet haben. Auch der Lebensstil hat sich dem der Industriestädte — wie Mailand und Turin — angeglichen, ja sogar den Dialekt, das Romanesco, spricht man nicht mehr.

Und man erinnert sich des ahnungsvollen Wortes von Gregorovius: „Manchmal läßt sich Rom nicht sehen, es versteckt sich in sich selbst, in sein Alter.“

Rom, August 1961

R. BRAUN, OBERPRIMA

Mit dieser Erörterung setzen wir die Reihe der Untersuchungen fort, in denen Fachlehrer den Ort ihres besonderen Faches im Spannungsfeld der Gegenwart aufzeigen. Zugleich wird die Arbeitsgemeinschaft an sich beleuchtet, eine Unterrichtsform, die den Abiturienten vor 1950 unbekannt war.

Die chemische Arbeitsgemeinschaft am altsprachlichen Gymnasium

Die Naturwissenschaften und die Technik haben unsere Umwelt verändert und neu geprägt. Der Anteil der Chemie an diesen Veränderungen ist erheblich. Ein Leben ohne Chemie ist für uns nicht mehr möglich. Die Chemie ist für den heutigen Menschen von großem Nutzen, aber auch von großer Gefahr. Sie hat dem Menschen Mittel in die Hand gegeben, die sein Leben angenehmer gestalten, sie hat ihm aber auch Mittel in die Hand gegeben, die er zu seiner Vernichtung mißbrauchen kann. Die Chemie gibt dem Menschen somit ein erhöhtes Maß an Bequemlichkeit, sie fordert aber auch von ihm ein erhöhtes Maß an Verantwortung.

Eine Wissenschaft, die mit solcher Macht in unser Leben eingreift, kann auf der Schule nicht unbeachtet bleiben. Soll der heranwachsende Mensch dieser Macht nicht beziehungslos gegenüberstehen, muß er mit ihr vertraut sein, um sie in sein Weltbild einbauen zu können. Eine Wissenschaft von diesem Einfluß auf fast alle Lebensbereiche erfordert aber auch geeigneten und verantwortungsbewußten Nachwuchs. Das heißt nicht, daß die Schule junge Chemiker heranziehen soll. Sie ist aber verpflichtet, das Interesse der Schüler an der Chemie so zu wecken, daß eine genügende Anzahl von ihnen bereit ist, sich von den dazu bestimmten Instituten — Hochschulen und Fachschulen — zu Chemikern ausbilden zu lassen.

In welchem Maße die Schule dieser Forderung nachkommen kann, ist von Schultyp zu Schultyp verschieden. Dem altsprachlichen Gymnasium steht für den Chemieunterricht lediglich ein Jahr mit zwei Wochenstunden zur Verfügung. Diese Zeit langt nur zur Vermittlung der elementarsten chemischen Grundbegriffe. Der Schüler wird kaum tiefer mit der typisch chemischen Denk- und Arbeitsweise vertraut. Er lernt praktisch nur soviel Chemie, als er als Hilfswissenschaft (sofern dieses Wort schon auf der Schule erlaubt ist) für die Physik braucht.

Es sieht also so aus, als ob das altsprachliche Gymnasium — ohne eigenes Verschulden — hier nur in ungenügendem Maße seine Aufgabe erfüllen könnte. Im Rahmen der Arbeitsgemeinschaften bietet sich jedoch die Möglichkeit, wenigstens interessierte Schüler so weit mit der Chemie vertraut zu machen, als zu einer chemischen Allgemeinbildung notwendig ist. Damit weicht aber die chemische Arbeitsgemeinschaft in ihrem Charakter teilweise von anderen Arbeitsgemeinschaften ab.

Normalerweise setzt eine Arbeitsgemeinschaft einen ersten abgeschlossenen Bildungsprozeß in einem bestimmten Fach voraus. Gewisse Grundlagen sind erarbeitet und gefestigt. Auf diesen Grundlagen aufbauend, wird interessierten Schülern Gelegenheit zur Erweiterung ihres Wissens und Könnens geboten. Der Schüler soll in möglichst selbständiger Arbeit an einem ausgewählten Kapitel oder einigen wenigen ausgewählten Kapiteln tiefer in die besondere Denk- und Arbeitsweise des in Rede stehenden Faches eindringen.

Die während des Obersekundajahres vermittelten chemischen Grundlagen reichen jedoch nicht aus, um ein ausgewähltes Kapitel aus der Chemie tiefergehend durchzuarbeiten. Die chemische Arbeitsgemeinschaft am altsprachlichen Gymnasium hat, vom Stofflichen aus gesehen, die Aufgabe, weitere Grundlagen zu vermitteln und dabei allmählich zu vertiefen. Sie ist also in erster Linie weiterführender Unterricht, dessen Stoffbereich innerhalb des Stoffbereichs des normalen Chemieunterrichts am naturwissenschaftlichen Gymnasium liegt. Die chemische Arbeitsgemeinschaft ist also nicht wie ihre Schwestern in den anderen Fächern in der Lage, über den herkömmlichen Schulstoff hinauszuführen. Sie ist aber insofern eine echte Arbeitsgemeinschaft, als sie den Schülern größere Möglichkeit zu eigener Betätigung, das heißt in der Chemie im wesentlichen zu selbständigem Experimentieren und Auswerten der Experimente bietet. Da an einer Arbeitsgemeinschaft hauptsächlich nur solche Schüler teilnehmen, die für das betreffende Fach besonders interessiert sind, bei denen ein erhöhtes Maß an Bereitschaft (die allerdings wieder etwas gedämpft wird durch das Fehlen der Zensurengehung als Ansporn zu erhöhter Leistung) und damit an Sorgfalt vorausgesetzt werden kann, da der Kreis der Schüler kleiner ist und da schließlich durch eine Zusammenfassung der Arbeitsgemeinschaften in Blockstunden die zur Verfügung stehende Zeit größer ist, können den Schülern auch kompliziertere und zeitraubendere Experimente überlassen werden.

Der Teilnehmer an einer chemischen Arbeitsgemeinschaft hat also, sofern er die Gelegenheit zu nutzen weiß, im Experimentellen durchaus einen Gewinn gegenüber dem normalen Unterrichtsstoff und damit auch einen absoluten Gewinn, denn das Experiment ist die Voraussetzung zu aller chemischen Erkenntnis. Ein Schüler, der zu experimentieren und sein Experiment auszuwerten weiß, ist schon weitgehend mit dem vertraut, was Chemie bedeutet, auch wenn er stofflich nicht „alles“ weiß.

STRAUSS, STUDIENRAT

Wir blicken nach Osten

Nicht wie im Erdkundebuch

Wenn ich einmal nach Ostpreußen fahre

Wir haben im Unterricht einmal ein Lesestück gelesen. Es hieß „Stiller Ozean“ oder so ähnlich. Darin erzählt ein Mann, sein Lehrer habe dieses Meer so geheimnisvoll und farbig beschrieben, daß er sich auch später immer wieder eigenartig berührt fühlte, wenn er das Wort „Stiller Ozean“ hörte. Mehr noch: eine Reise durch dieses Meer habe nichts an dieser Vorstellung geändert. Es war alles anders, nüchtern und gar nicht romantisch, wenn man genau hinsah. Aber sein Stiller Ozean war und blieb der geheimnisreiche, dunkelgrüne, stille Grund.

Ähnlich geht es mir mit Ostpreußen. Mein Vater kennt es. Ich nicht. Und trotzdem ist mir dieses Land seltsam nahe. Das kommt vielleicht von einem Bildband, den ich einmal irgendwo gesehen habe. Darin waren Fotos von Ostpreußen. Das weite Meer, große Dünen aus hellem, fast weißem Sand, und am Rand des Moors ein Elch. Die Bilder waren etwas dunkel, so zwischen Grau und Grün. Und da waren noch Kraniche in einsamer Landschaft. Das ist mein Ostpreußen. Vielleicht ist jetzt alles nicht mehr so. Aber das spielt keine Rolle. Wenn ich einmal nach Ostpreußen fahre, so fährt mein Bild von Ostpreußen mit. Kraniche in grau-grüner Landschaft. Und diese innere Landschaft kann kein Bagger verändern und kein politisches System fortnehmen.

AXEL SCHRÜDER, OBERTERTIA

Was ich nicht kenne, entzieht sich mir

Feinnervigen Menschen gelingt zuweilen dieser innere Brückenschlag zu Zonen, die sie nie gesehen haben. Die obige Impression eines Tertianers ist eine solche emotionelle „Landgewinnung“. Aber sie bleibt die Ausnahme. Die Kenntnis einer Situation vermindert sich jedoch häufig ganz einfach mit dem zeitlichen oder örtlichen Abstand. Das gilt auch für uns Deutsche in der Bundesrepublik, aber auch für die sogenannte freie Welt. Was wissen wir schon über die Verhältnisse jenseits des Eisernen Vorhangs aus eigener Erfahrung? Für viele Deutsche, aber auch für viele Franzosen, Engländer usw. hörte schon immer an der Elbe das zivilisierte Europa auf, fing der „Balkan“ an. Klare, differenzierte Vorstellungen fehlten selbst bei sogenannten Fachleuten, wie es sich bei Krisen, Abkommen und Friedensschlüssen des 20. Jahrhunderts, die diese Gebiete betrafen, nicht selten zeigte. Seit dem ersten, vor allem aber seit dem zweiten Weltkrieg hat sich hinter dem Eisernen Vorhang auf allen Lebensgebieten eine ungeheure Umwälzung vollzogen, von der

wir zwar Notiz genommen, sie aber nicht — bildhaft gesprochen — „begriffen“ und „erfahren“ haben. Häufig begegnen wir diesen Veränderungen mit gar keinen, unzureichenden oder überholten Vorstellungen. Aber auch wir haben uns geändert. Wir in der sogenannten freien Welt sind heute wohlstandsbeerauscht, dem Attributiven unseres Lebens, nicht aber dem Wesenhaften zugewandt. Der Sinn für das Politische im ursprünglichen und weiten fehlt häufig. Die Welt des Ostens wird uns aber im wesentlichen verschlossen bleiben, je nach Temperament und Mentalität uns gleichgültig sein oder uns bedrücken, solange wir uns nicht bemühen, aus eigener Anschauung konkrete Vorstellungen von dem Leben dieser anderen Welt zu gewinnen, solange wir den Puls dieses Lebens nicht selbst fühlen. Wir werden immer nur glauben müssen, was andere durch ihre Brille gesehen und erfahren haben, ganz zu schweigen davon, daß solche Berichte, Abhandlungen und Vermutungen kaum den Kern unseres Seins heute noch treffen. Ein tödlicher Unfall, menschliche Tragödien oder Naturkatastrophen, von denen wir in der Zeitung lesen, bewegen uns heute kaum mehr in dem Sinne, daß langandauernde Handlungsimpulse davon ausgingen. Gleichzeitig, das wir selbst miterleben, ist schon eher imstande, uns — wieder bildhaft gesprochen — zu „ergreifen“, uns zu „beteiligen“. Wollen wir diese andere Welt begreifen, so müssen wir die Begegnung mit ihrer ungefärbten Wirklichkeit suchen. Unsere Unsicherheit, Angst oder Hilflosigkeit gegenüber der östlichen Welt quillt nicht zuletzt aus der Tatsache, daß wir keine Erfahrung von dieser Welt haben. „Erfahren“ aber heißt im bildhaften Wortsinn „durch das Land fahren“. Die Lebenswirklichkeit dort wird uns aus unserer gefährlichen Lethargie wecken, läßt uns das mit dem Herzen begreifen, was wir zu wissen oder verstanden zu haben glauben. Eine solche „Erfahrung“ wird uns den Blick weiten, ihn schärfen für das Wesenhafte menschlichen Seins und in uns die Bereitschaft fördern, wenn auch nicht ärmer, so doch härter zu leben. Die Bilder einer solchen Erfahrung werden nicht schnell verblassen, sie werden immer da sein, uns mahnen und rufen, wenn wir bequem zu werden drohen. Ein auf eine solche Weise gewonnenes Wissen führt erst zu jener Erkenntnis, die von der Tiefe menschlichen Seins her bildet und uns mit Macht ergreift.

DR. REICH, STUDIENRAT

Nur wenige Schüler kennen das Gebiet jenseits der Elbe aus eigener Anschauung. Ein schon vor Jahren geplanter Austausch von Schülern einer mitteldeutschen Schule mit Schülern des Landfermann-Gymnasiums scheiterte an ostzonalen Vorbehalten. Die alljährlichen Berlinfahrten unserer Primen wirken nachhaltig auf die jungen Menschen ein, die Absperrungsmaßnahmen der ostzonalen Behörden schränken jedoch den Bereich der unmittelbaren Anschauung empfindlich ein. Wir werden unsere Anstrengungen verdoppeln, unseren Schülern die Ostgebiete als unverlierbare Wirklichkeit, dem Kopf und dem Herzen, nahezubringen. Die Professor - Schumacher - Stiftung

hilft uns dabei wesentlich: eine Anzahl von Schülern ist dem Aufruf gefolgt und arbeitet an Erörterungen, die Stein für Stein exakter Details zu einem sachlichen Bild mittel- und ostdeutscher Landschaft, Geschichte und Kultur zusammentragen. Modell dieser Bemühungen könnte der profunde Vortrag von Herrn Dr. Gause über Königsberg sein. Am 14. Oktober war die erste feierliche Verteilung der Preise. Wir werden in der nächsten Nummer ausführlich über den Wettbewerb

berichten und danken den Königsbergern an dieser Stelle noch einmal für ihre unendlich wertvolle Anregung und ihre großzügigen Spenden. Wir laden zugleich alle Friderizianer ein, durch Beiträge in diesen Blättern aus ihrer unmittelbaren Anschauung heraus zur Verankerung des Ostens in unserem Gemüt beizutragen. Auch die folgenden, aus dem Unterricht und dem Universitätsstudium erwachsenen Erörterungen zeigen, daß wir das Fenster zum Osten weit aufstoßen.

Russisch - eine Tochter des Griechischen?

Ein Beitrag zur Klärung der Frage: Warum lernen wir Griechisch?

Daß unmittelbare und breite Wege vom Lateinischen zu allen modernen romanischen Sprachen, aber auch zum Englischen führen, ist allgemein bekannt. Es wird jedoch manchmal übersehen, daß das moderne Russisch schon von Puschkin als Erbin der griechischen Sprache bezeichnet wird. TILO GRÜTTNER (Abiturientia 1960), der an der Universität Köln Russisch, Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch studiert, berichtet aus der Praxis der Erlernung und wissenschaftlichen Durchdringung moderner Fremdsprachen über die greifbaren Verbindungslinien zwischen Russisch und Griechisch und berührt die dabei oft übersehene Tatsache, daß Kirchen und liturgische Strömungen eminente Bedeutung haben für die Bildung und Umformung von Volks- und Literatursprachen.

Der Weg vom Griechischen zum modernen Russisch verläuft ähnlich wie die Entwicklung des Französischen aus dem Lateinischen. Das Französische unserer Tage ist nicht unmittelbar aus dem klassischen Latein herausgewachsen, Ausgangspunkt des Neufranzösischen ist vielmehr der sermo vulgaris, die Umgangssprache des täglichen Verkehrs zwischen Bürgern und Bauern, Beamten und Kaufleuten, Soldaten und Sklaven. Ansatzpunkt des Neurussischen ist das aus dem Griechischen entwickelte Altrussisch, genauer: das Russisch des Kiewer Staats. Zur Erklärung einige geschichtliche Tatsachen: im 9. Jahrhundert war ein Großmährisches Reich entstanden, das in ständigem Kampf mit den Franken lag und in deren Abhängigkeit zu geraten drohte. In dieser Lage sandte 860/61 Rotislav, der damalige Beherrscher Mährens, eine Gesandtschaft nach Byzanz mit der Bitte, Missionare nach Mähren zu senden. Diese Anlehnung an Byzanz sollte für Mähren kirchliche und zugleich politische Unabhängigkeit vom Westen bringen. Der Kaiser von Byzanz sandte die Brüder Method und Konstantin, letzterer bekannt als Kyrill, welche die slawische Liturgie schufen und Schüler um sich sammelten. Nach dem Tod der beiden Brüder (Konstantin starb 869, Method 885) wurden deren Schüler nach Bulgarien

vertrieben, wo die aus Mähren verbannte slawische Liturgie, besonders unter Zar Simeon im 10. Jahrhundert, aufblühte. Von Bulgarien aus gelangte sie mit der Einführung des Christentums in die Kiewer Ruß. Diese Schaffung einer slawischen Liturgie ist von eminent sprachprägender Bedeutung und etwa mit der Leistung des Ulfilas (gotische Bibelübersetzung) vergleichbar. Bis zu diesem Zeitpunkt bestand nämlich keine Möglichkeit, die slawische Sprache zu fixieren, denn es gab kein slawisches Alphabet. Kyrill schafft dieses slawische Alphabet. Es gibt zwei slawische Alphabete: das glagolitische, das den älteren Sprachstand darstellt und den stilisierten griechischen Minuskelbuchstaben nachgebildet ist, und das kyrillische, dem die stilisierte griechische Majuskelschrift zugrundeliegt. Das glagolitische Alphabet wurde durch das kyrillische verdrängt. Aber das Alphabet war nur der erste, wenn auch wohl der wichtigste Schritt zur Schaffung der slawischen Liturgie. Zur Gestaltung des Gottesdienstes war außerdem eine kirchliche Literatur nötig. So übersetzte Kyrill z. B. das Johannesevangelium, weiter wurden aus byzantinischen Vorlagen liturgische Bücher, Psalmen, Gebete und Gesänge in das Slawische übertragen, Literatur also, die gottesdienstliche Funktionen hatte.

Also nicht das Altgriechische an sich, sondern seine byzantinische Ausprägung wirkt in das Slawische hinein, genauer: in das Süd- und Ostslawische, denn die polnische Literatursprache etwa richtet sich, auch im Alphabet, nicht nach dem Kyrillischen. Hier wird wieder einmal klar, wie wenig die Rolle von Byzanz als Ausstrahlungsort antiken Geistes in ihrem ganzen Umfang gesehen wird. Wenn wir Antike sagen, denken wir immer noch zunächst an Athen und Rom. Wie weit der Einfluß des Griechischen im Slawischen reicht, wird klar, wenn man etwa einen griechischen Text neben einen altkirchenslawischen Evangelientext hält. Man erkennt unschwer eine Fülle von Hellenismen in Wortschatz, Phraseologie und Syntax. Die weitgehende Übereinstimmung in der Sprachstruktur hat der altkirchenslawischen und sodann auch der altrussischen Sprache, entstanden in der Kiewer Ruß aus einer Kreuzung der Übersetzungssprache Kyrills und Methods, d. h. des Altkirchenslawischen, mit ostslawischen Sprachelementen, eine enge Verbindung mit Byzanz und somit der antiken Tradition ermöglicht. Eines muß allerdings betont werden: das Alt-

kirchenslawisch mit seinen Latinismen, westslawischen, bulgarischen und griechischen Sprachelementen war keine eigentliche Umgangssprache, sondern die internationale slawische Schriftsprache des Hochmittelalters, Sprache der Kirche, der Gelehrten. Doch dieses Idiom war andererseits wiederum nicht so weit von der Umgangssprache entfernt, daß keine Kommunikation hätte stattfinden können. So läuft dann die Entwicklung ab 14. Jahrhundert auf eine Kreuzung der internationalen Gelehrtensprache mit regionalen umgangssprachlichen Elementen hinaus, woraus zunächst ein Altkirchenslawisch serbischer, bulgarischer und ostslawischer Redaktion entsteht und später dann die Nationalsprachen Weißrussisch, Großrussisch und Ukrainisch herauswachsen. Parallel zu dieser sprachlichen Beeinflussung wirkt auch die byzantinische Kunst mächtig in den russischen Bereich hinein und beeinflußt u. a. auch die Kunst der slawischen Ikonen und die Architektur. Während das Latein den besiegten Galliern von den Besatzungstruppen als Amtssprache aufgezwungen wurde, ist die Hinwendung des slawischen zum byzantinischen Griechisch ein freiwilliger Akt.

Diese sprachgeschichtlichen Hinweise zeigen, daß die Kenntnis des Altgriechischen und des von ihm durchsetzten Altkirchenslawisch Erlernung und Verständnis des modernen Russisch wesentlich erleichtert: das neurussische Schriftbild erinnert an altgriechische Schriftzeichen, im Blickwinkel des Altkirchenslawisch klären sich grammatische Phänomene, etwa bestimmte Kasusendungen, aber auch stilistische Eigenarten (Slawismen) im heutigen Russisch. Wer das Altkirchenslawisch kennt, übersetzt zudem leichter und behält Vokabeln besser, denn in vielen modernen russischen Wörtern sind altkirchenslawische Wortstämme enthalten.

London, April 1961

Ein Mann kehrt in die ungarische Steppe zurück

Gedanken zu Stifters Erzählungen: „Brigitta“

„Brigitta“ ist die Erzählung von einem häßlichen Mädchen, dessen äußere Schönheit nur in seinen großen schwarzen Augen liegt. „In der Wiege lag sie mit einem verdüsterten Gesicht, als hätte es der Dämon angehaucht“, sagt Stifter. Schon als Kind wird sie benachteiligt. Die Mutter wendet sich unbewußt von ihr und sorgt weit mehr für die beiden älteren Schwestern. Brigitta ist ständig allein, wird nicht getadelt, aber auch nicht gelobt. Je älter sie wird, desto mehr zieht sie sich in sich selbst zurück, wodurch sie immer stummer und störriger wird. Nach einigen Jahren lernt sie einen jungen, sehr angesehenen Mann kennen, der um sie wirbt: Stephan Murai. Wer sie aber wirklich liebt,

kann nur ihre Seele lieben und nicht ihr Äußeres. Da es Stephan Murai gegeben ist, ihre innere Schönheit zu sehen und zu lieben, heiraten sie. Zunächst scheint der Ehe nur Glück beschieden zu sein. Aber später lernt Stephan ein besonders schönes Mädchen kennen, wenn auch nur flüchtig. Dennoch führt diese Begegnung zu schwerwiegenden Folgen für seine Ehe mit Brigitta. Stifter schreibt nur kurz: „Brigittas Herz aber war zu Ende.“ Sie fühlt sich zutiefst gekränkt und läßt sich scheiden. Beide sind noch nicht reif für einander. Sie bedürfen eines langen, entsagungsreichen Weges, um das Chaos ihres Innern zu überwinden. Brigitta bekommt den Sohn Gustav zugesprochen, den sie pflegt und hütet. Sie zieht mit ihm auf ein großes Landgut in die ungarische Steppē, die sie in langer, mühevoller Arbeit fruchtbar macht. Sie bringt Leben in diese öde und verlassene Landschaft. Stephan Murai hingegen irrt ziellos in der Welt umher und hat oft im Sinn, sich zu erschießen. Nach 15 Jahren aber zieht es ihn auf ein Nachbargut seiner geschiedenen Frau. Jedoch erst eine schwere Erkrankung Brigittas veranlaßt ihn, zu ihr zu gehen und sie zu pflegen. Von jetzt an herrscht zwischen beiden Aufrichtigkeit und Freundschaft der schönsten Art. Dies sollte auch so bleiben. Aber es kommt doch noch ein Wendepunkt. Der Sohn Gustav wird von Wölfen angefallen und von Stephan gerettet. An seinem Krankenbett finden nun beide Gatten wieder zueinander, zu neuer, endgültiger Einheit.

Das Thema dieser Erzählung wird gleich zu Beginn in einer allgemeinen Betrachtung vorweggenommen. „Es gibt oft Dinge und Beziehungen in dem menschlichen Leben, die uns nicht sogleich klar sind und deren Grund wir nicht in Schnelligkeit hervorzuziehen vermögen. Sie wirken dann meistens mit einem gewissen schönen und sanften Reiz des Geheimnisvollen auf unsere Seele. In dem Angesichte eines Häßlichen ist für uns oft eine innere Schönheit, die wir nicht auf der Stelle von seinem Werte herzuleiten vermögen, während uns oft die Züge eines anderen kalt und leer sind, von denen alle sagen, daß sie die größte Schönheit besitzen.“

Es geht in dieser Erzählung nicht um eine Häßlichkeit, die seltsamerweise für schön gehalten wird, sondern gerade umgekehrt um eine Schönheit, die von den Menschen für häßlich gehalten wird.

Die ungarische Steppe wird von Stifter eingehend geschildert. Einsamkeit und Öde kennzeichnen sie. Aber dennoch findet man etwas Prachtvolles in ihr. Der Duft der Steppe, der Glanz der Gräser, der einem in dem scheinbaren Nichts ein Gefühl der Schönheit und des Lebens vermittelt. Duft, Glanz und Farbe sind hier die schönen Elemente, wo Sumpf, Steinfeld und Grasfläche sich abwechseln. Und diese fast verborgene Schönheit mehrt sich dort, wo ein Mensch mit seiner Hand etwas schafft. „Blüte und Schönheit ruhen in der Steppe, aber sie müssen noch hervorgezogen werden“, sagt Stifter. Das ist es auch, was das Leben Brigittas ausmacht. Ihr Wert will erkannt und in ihrem tiefsten Innern gefühlt sein. Hier kann nicht das Auge die Schönheit vermitteln, vielmehr ist ein Kampf erforderlich, ein Kampf um den Eintritt in die menschliche

Seele. Stifter übergeht nicht die Schwächen, denen der Mensch unterliegt. Stephan Murai ist nicht unempfindlich für nur äußerliche Schönheit — dies zeigt ja seine flüchtige Reisebekanntschaft. Es kommt so weit, daß er zu Brigitta sagt: „Weib, ich hasse dich unaussprechlich!“ Der äußere Reiz hat ihn blind für die Schönheit seiner Frau gemacht. Das Bild des wahrhaft Schönen ist für ihn nicht mehr sichtbar, wie auch die Steppe alle ihre Schönheit verliert, wenn sie ihre Gefahrenseite zeigt. Aber Stephan Murai gelingt es schließlich doch noch, das Gesetz der wahren Schönheit im Herzen völlig zu erfassen.

Stifter schildert eine einsame und öde Steppe, die aber Frucht tragen kann, wenn der Mensch in ihr arbeitet. Er ist also nicht in ein Chaos gestellt, sondern in eine Welt, die ihm zur Heimat werden kann. Das Chaos liegt nicht in der Natur, vielmehr im menschlichen Herzen. Stolz und Lieblosigkeit bewirken, daß sich der Mensch der Welt und seinen Mitmenschen verschließt. In dieser Novelle könnte das Thema von der häßlichen Frau zu einer psychologischen Analyse reizen. Dies aber will Stifter nicht, denn er sagt zu Beginn: „Die Seelenkunde hat manches beleuchtet und erklärt, aber vieles ist ihr dunkel und in großer Entfernung geblieben. Wir glauben daher, daß es nicht zuviel ist, wenn wir sagen, es sei für uns noch ein heiterer, unermesslicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln.“

Stifter sagt zwar in seiner Erzählung „Zuversicht“: „Wir alle haben auch eine tigerartige Anlage in uns“, aber er ist dennoch der festen Überzeugung, daß das Licht tiefer gründe als das Dunkel. Er will diesen Glauben in seinen Werken zum Ausdruck bringen. Daher wölbt sich in seiner Welt über und unter aller Unordnung und allen Dunkelheiten der Erde eine Ordnung, die uns unbegreiflich bleibt, deren Göttlichkeit er aber immer entschieden betont. Diese Ordnung bezeichnet er als das „sanfte Gesetz“, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es ist „das Gesetz der Gerechtigkeit, der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem anderen bestehe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle anderen Menschen ist.“ Es ist also das Gesetz der Kräfte, die auf die Erhaltung des einzelnen und der gesamten Menschheit hinzielen.

Brigitta selbst glaubt, „aus diesem sanften Gesetz herauszufallen“. Aber sie erfüllt es gerade und noch viel besser als jede andere Frau, die nur durch ihre äußere Erscheinung blendet.

Stifter zeigt uns in einigen Erzählungen die ungeheuren Naturkräfte, denen sich der Mensch machtlos gegenüber sieht: Gewitter, Schnee und Hagel. Er läßt uns die Größe der Natur erkennen, der gegenüber menschliches Werk ein Nichts ist. Aber der Mensch gibt sich nicht geschlagen, vielmehr baut er wie die Ameise, die ihr neunundneunzigmal zerstörtes Werk zum hundertsten Male neu beginnt.

Übertragen auf Brigitta heißt das: Eine Enttäuschung hat sie nicht zerbrochen, sondern stark gemacht. Was an Glück und äußerlicher Schönheit ihr versagt blieb, wird doppelt und dreifach wettgemacht durch das

selbsterarbeitete Werk. Sie übt Verzicht und gewinnt eine Schönheit der Persönlichkeit, die weit höher einzuschätzen ist als die von der Natur geschenkte, die schnell vergänglich und nur Oberfläche und Äußeres ist.

Die Natur aber ist bei Stifter letztlich geordnet — trotz der vernichtenden Kräfte in ihr. Sie ist nicht Wildnis, sondern Garten, in der Gott der Gärtner ist. Alles geschieht auf Grund eines göttlichen Beschlusses. Es ist nun unsere Aufgabe, den Willen Gottes in der Natur zu erforschen und in seinem Sinne weiterzuarbeiten. Stifter sagt zu dem sanften Gesetz: „Die natürlichen Dinge gehen ihren Lauf, wir mögen noch so großen Schmerz darüber empfinden. Es ist aber in unsere Macht gegeben, die Wesenheit dieser Dinge zu ergründen und sie nach derselben zu gebrauchen. Dann gehorchen uns die Dinge.“

R. SCHMIDT-RUTHENBECK, ABITURIENTIA 1960

Brief aus Israel

Keine rückgratlose Anpassung!

... ich habe meine drei Söhne in unser Gymnasium geschickt, weil ich glaubte, sie würden in dieser Schule am ehesten davor bewahrt bleiben, daß ihnen life adjustment gelehrt werde. Und dann habe ich in dem Duisburger humanistischen Gymnasium den Humanismus der Humanität doch noch vor einem Vierteljahrhundert in schönster Weise erfahren. Ich hatte in Not und Verfolgung meine beiden jüngeren Söhne vor Ablauf des Schuljahrs ins Ausland gebracht und ging zu Herrn Oberstudiendirektor Dr. Ernst Kessler, um ihm das zu sagen. Dr. Kessler beschwor mich, ihm die Jungen wiederzubringen und seiner Schule keine Un-ehre zu machen. Solange er sie leite, werde ihnen kein Haar gekrümmt werden. Ich erwiderte, er sehe die Schatten der Zukunft nicht. Es war ein langes, schweres Gespräch. Ich blieb bei meinem Beschluß. Die Jungen fuhren allein nach Palästina. Am 22. Mai-1933 sandte mir Dr. Kessler die Abgangszeugnisse meiner Söhne nach Berlin, da ich Duisburg meiden mußte, mit einem handgeschriebenen Brief — er durfte der Sekretärin nicht diktiert werden und nicht in Abschrift in die Schulakten gelangen. Darin sagte Kessler, seine besten Wünsche geleiteten die Jungen ins Leben: „Mögen sie in der heutigen Zeit, in der es die jüdischen Kinder so schwer haben, den Kopf hochhalten! Mögen sie Ihnen selbst, gleichgültig welchem Beruf sie sich zuwenden, durch Charakter und Leistung viel Freude machen!“ Weiter sprach Kessler davon, daß die Artikel der „Jüdischen Rundschau“, die er lese, von wohl-tuender Sachlichkeit seien, was nicht nur er, sondern auch die katholische Jugendpresse rühme. Schließlich fügte er Worte voll teilnehmender Wärme hinzu. Nicht lange Zeit nachher mußte Dr. Kessler selbst die Schule verlassen. Vor einigen Jahren ging bei meinem jüngsten Sohn in London die Tür auf, und sein alter Direktor Kessler stand vor ihm.“

HARRY EPSTEIN, JERUSALEM

Parallelen

Wie es mit dem Aufwärtssteigen des menschlichen Geschlechtes ist, so ist es auch mit seinem Abwärtssteigen. Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach einander aus, sie werfen sich mit kurzem Blicke auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine, dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster, in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerie herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren, wilderen, aber kräftigeren Feindes.

Im Herbst 1852

ADALBERT STIFTER
(Vorrede zu „Bunte Steine“)

Stiller Höhepunkt

Eine große Überraschung gab es in diesem Jahre für unsere Abiturienten, da ein Freund und Gönner unserer Schule ihnen nach bestandener Prüfung eine fünftägige Studienfahrt ins Zonengrenzgebiet schenkte, die den Teilnehmern in einem großartig organisierten und großzügigen Rahmen eine Fülle vielfältiger Eindrücke, im folgenden mit wenigen Strichen skizziert, vermittelte.

Einen spürbaren Gegensatz zu der scheinbar weltvergessenen Stille der Kirchen Hildesheims bildete tags darauf die Stadt Wolfsburg, Beispiel einer ausschließlich neuzeitlichen Bau- und Verkehrsplanung und Abbild der sozialen Struktur und der Lebensform einer modernen Industriegesellschaft. Wir besichtigten das Volkswagenwerk und gewannen Einblick in die wirtschaftlichen und technischen Probleme der Rationalisierung und Automation. Der Tag schloß mit einem Theaterbesuch in Lübeck. Dort widmeten wir uns am nächsten Tage unter sachkundiger Führung den Denkmälern der Backsteingotik. Eine erholsame Abwechslung brachten einige Stunden an der Ostsee und die Fahrt durch die Heide. In Bremen sahen wir in der Klöckner-Hütte, dem ersten deutschen Hochofen-, Stahl- und Walzwerk am Meer, den Weg vom Erz zum Stahlblech. Durch den Überseehafen und zu den baulichen Sehenswürdigkeiten der Stadt führte uns mit liebevoller Gründlichkeit eine Bremer Journalistin. Die Freunde der Kunst besuchten noch vor der Abfahrt eine Paula-Modersohn-Becker-Ausstellung. Bleiben schließlich die beiden stillen Höhepunkte der Fahrt zu nennen: ein Besuch der Gedenkstätte bei Bergen-

Belsen und ein Abstecher zum Zonengrenzübergang Lübeck-Schlutup. Wer nicht nur sah, erkannte, welche enge Beziehung zwischen diesen beiden Mahnmalen menschlicher Schuld und menschlichen Leides besteht, und vernahm den Anspruch, den sie an uns stellen. Mußte uns nicht dabei die furchtbare Kette von Schuld und Leid in den Tragödien des Aischylos in den Sinn kommen, doch auch deren sinngebendes Leitwort: durch Leiden lernen?

Dem Gönner unseren herzlichen Dank!

THIEL, STUDIENRAT

Abiturientia 1961

Klassenleiter: Oberstudienrat Dr. Abts

Wolfram Buhrow	Apotheker
Armin Dehne	Theologe
Otto Droege	Philologe
Jürgen Fabritius	Publizist
Edgar Flüge	Arzt
Albrecht Frauz	Arzt
Volker Frommhold	Arzt
Christoph Hacker	Architekt
Werner Kalesse	Publizist
Johannes Kehnen	Philologe
Karl-Heinz Körwer	Arzt
Bernhard Kolbe	Bauingenieur
Wolfgang Neumann	Tierarzt
Robert Piepenbrock	Chemiker
Peter Pribilla	Physiker
Rainer Schüren	Philologe
Helmut Weber	Journalist
Heribert Weiland	Philologe
Helmut Wiggert	Chemiker

Unsere Toten

Wir trauern um zwei Menschen, die der Tod besonders früh aus einem arbeitsreichen Leben riß: um Herrn Edmund Schneider, Architekt, Abiturientia 1933, geb. 27. Oktober 1913, gestorben 19. Dezember 1960, und um Herrn Otto-Heinz Brauer, Auslandskorrespondent, geb. 26. Dezember 1922, gestorben am 25. August 1960.

Herausgeber: Landfermann-Bund e. V. Duisburg
Schriftführer des Landfermann-Bundes: Studienrat Strauß
Redaktion: Dr. Hoffmann
Gesamtherstellung: Carl Lange Verlag, Duisburg